

Liebe Leserinnen und Leser,

Heft 4/2023, ein Schriftstück inmitten der sich überstürzenden Nachrichten zu Terror und Krieg in Nahost, die momentan jene aus der Ukraine übertönen, veranlasst mich, zunächst über einige Begriffe nachzudenken.

Warum, fragt die Kulturschaffende Stella Leder, kann man die Ereignisse, den Krieg und das Leiden in Gaza, nicht einfach beschreiben, so wie sie sind, warum muss man ständig zu altbekannten Begriffen aus dem Nationalsozialismus greifen, die nichts zur Genauigkeit beitragen, sondern nur dämonisieren und kontrafaktisch wirken. So im Interview, anlässlich Masha Gessems Satz ›Gaza ist ein Ghetto‹.¹

Der Historiker Tom Segev hingegen entdeckt, dass er von seinen Erinnerungen überrascht wird, wenn ihn die Ruinen aus Gaza unmittelbar an Fotos aus Dresden 1944 gemahnen und die Bilder der palästinensischen Flüchtlingszüge 2023 sich mit jenen von 1948 überlagern. Um der Genauigkeit willen verweigert er sich aber auch einem übergeordneten Vergleich: »Die Begriffe Apartheid oder Kolonialismus verstehe ich als intellektuelle Faulheit«. Gegen die Gleichsetzung der Begriffe, die nur Bekanntes hervorbringt, plädiert er für Differenz und Zusammendenken von Erinnerung und Ereignis. Was jetzt geschieht, lässt zwar an das, was damals geschah denken, ist aber nicht dasselbe, und lässt sich auch nicht von anderswo her erklären. Aber die Erinnerung kann helfen, ungeahnte Verbindungen zu Tage zu fördern.

Von einer nochmal anderen Erinnerung, die sie bei den Bildern vom 7. Oktober heimsucht, schreibt die Schriftstellerin Zeruya Shalev: »Die Geschichte meiner Mutter« [die den Angriff von 1948 auf ihren Kibbuz überlebte und lebenslang dessen Wiederholung fürchtete] »trage ich in meiner Erinnerung und sie kehrte mit entsetzlicher Lebendigkeit am Schabbat des 7. Oktober zurück. Es scheint als höre man in den Ereignissen vom 7. Oktober ein Echo der gesamten jüdischen Geschichte.«

Die leise Stimme des Intellekts² hilft, beim Blick auf das lärmende aktuelle Geschehen, nicht zu vergessen, dass die Gegenwart nicht ohne die Erinnerung zu haben ist und dass die Erkenntnis auf Begriffe angewiesen ist: Es gibt die Gleichsetzung (Gaza *ist* ein Ghetto), die verschließt, weil sie Neues durch Alt-

1 Gessem hat den Konkretismus der Gleichsetzung längst relativiert.

2 *Die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie ruht nicht, bis sie Gehör gefunden hat.* (Freud, 1927). Die spätere, unter Analytikern übliche Redeweise, *die leise Stimme der Vernunft* sollte wohl der zersetzenden Kraft des Intellekts, mit der im NS der Intellekt und die zersetzende Psychoanalyse in Misskredit gefallen waren entgegenwirken.

bekanntes identifiziert, es gibt die Analogie (Gaza erinnert mich an Dresden), wobei das Neue durch die überraschend eintreffende Erinnerung sich einem unerwarteten Verständnis öffnet und es gibt ein Erinnern als Echo von Erinnerungen anderer (der 7. Oktober realisiert die Erinnerung meiner Mutter), was den Blick in die Transgenerationalität eröffnet. Die Autorin kann die Angst ihrer Mutter, unter der sie als Tochter, lebenslang gelitten hat, dingfest machen.

Solche Unterscheidungen sind unser tägliches Brot in der psychoanalytischen Arbeit. Sie verdanken sich u.a. Freuds Genauigkeit, mit der er z.B., Wahrnehmung und Erinnerung immer unterschieden hat. In diesem Heft zeugt Rosenfelds Arbeit von der Notwendigkeit solcher genauen Begrifflichkeit, um befremdliche klinische Bilder verstehen zu können.

Auch in der Psychoanalyse gibt es den Ruf, auf die ›klassischen‹, ›veralteten‹ psychoanalytischen Begriffe zu verzichten, die nur einengen und ›kontrafaktisch‹ wirkten und lieber mit heutigen Worten die Ereignisse einer analytischen Sitzung einfach zu beschreiben. So etwa müsste das ›Symptom‹, dann nicht mehr als eine enorme seelische, unbewusst motivierte, Leistung erschlossen werden, ließe sich vielmehr als Störung im Funktionsablauf beschreiben. ›Übertragung und Gegenübertragung‹ kämen ohne unbewusste Umwege aus, wären direkte ›Wahrnehmungen bzw. Fehlwahrnehmungen‹ des Anderen. Als käme man auf diese Weise zu den Sachen selbst und würde nicht einfach ein Begriffssystem durch ein anderes ersetzen. Ein solches haben allerdings auch Bion oder Laplanche oder sogar Winnicott entwickelt. Im guten Sinn heißt das ›Freud arbeiten lassen‹ (Laplanche) im schlechten Sinn heißt es ›Freud vergessen‹.

In der Psychoanalyse jedenfalls geht es gar nicht anders, als die Begriffe, die Freud einstmals in die Welt gesetzt hat, zu verwenden oder in irgendeiner Weise Bezug darauf zu nehmen, und sei es im Negativ, wenn wir uns heute untereinander verständigen wollen. Sobald wir psychoanalytisch arbeiten, verwalten wir das Erbe unseres Gründervaters.

Zu diesem Erbe gehören dann auch die jüdischen Wurzeln unseres Metiers. Nicht nur weil Freud und die Mehrzahl der ersten Analytiker Juden waren und das Ereignis ihrer ›kollegialen‹ Vertreibung die psychoanalytische Geschichte mit der jüdischen verschweißt, sondern mehr noch deshalb, weil die Psychoanalyse in ihrem Wesen von der jüdischen Kultur geprägt sei, wie z.B. Kristeva (2022, S. 156) meint, die das jüdische Paradigma *Exodus – Exil – Rückkehr* im analytischen Prozess verwirklicht sieht: Der Analysand lasse die eigenen Wurzeln los, wage ›sich vom Ort seiner Geburt hinüber zur neuen und *provisorischen* Bindung‹ und riskiere den Weg zu sich selbst im Durchgang durch den andern. Laurence Kahn, erkennt im *indirekten Zugang*, der die Psychoanalyse ausmacht, das jüdische Spezifikum des Freud'schen Denkens; denn der Weg zum Unbewussten geht nie direkt, eben nur über Verdrängung und die entstellte Wiederkehr des Verdrängten.

Die beiden ersten Arbeiten erzählen die Lebensgeschichte vertriebener jüdischer Kollegen. *Nina Bakman* beschreibt den Weg, den *Die Psychoanalytikerin Kate Friedländer* (1902–1949) einschlug, als sie 1933 nach London floh. Die Emigration bedeutete vor allem den Verlust der vertrauten analytischen Sprache Freuds in Wien und Berlin. Die von Melanie Klein geprägte britische Psychoanalyse, erschien ihr ›unglaublich anders‹, fremd. Die Zerrissenheit, der immense Verlust, die Sehnsucht nach Seelenverwandtschaft führen nicht etwa zu offener Verzweiflung, sondern setzten einen immensen Arbeitsaufwand in Gang. Sie schrieb Kritisches zu Melanie Klein, erkannte im Suizid eine agierte Vereinigungsfantasie mit der endlich liebenden Mutter, sah im weiblichen Masochismus eine Verhüllung des phallischen Anspruchs. Im Zentrum stand für sie jedoch die *Jugendliche Delinquenz*, die sie – im Austausch mit Winnicott und der Justiz – für nicht analytisch angebar hielt, und sie zur Erziehungsberatung brachte. Mit Anna Freud initiierte sie noch die kinderanalytische Ausbildung. Sie starb früh – ein kurzes arbeitsreiches und leidvolles Leben.

Ganz anders verläuft der Weg ins Exil, den *Rainer Gross* beschreibt: *Hanns Sachs: ein vergessener Schüler Freuds oder: Der Epikureer als Psychoanalytiker*. Dieser scheint das Behandlungsziel, das Freud lebenslang vertrat, der ›Leistungs- und Genussfähigkeit‹ (Freud, 1904a, S. 8; 1922, S. 226) in beiden Teilen gleichermaßen ernst genommen zu haben. Auch er emigrierte 1933 aus Berlin, wo er bereits Lehranalytiker und ein Mitbegründer des Eitingon Modells war. In Boston bekam er eine Professur für Psychoanalyse, schrieb zur philosophischen Grundlegung der Psychoanalyse, entwickelte Seminare für an gemeinsamer Lektüre orientiertes Tagträumen als Zugang zu Text und Unbewusstem. Leichtfüßig scheint er unterwegs, vertritt – laut Gross ein epikureisches Modell der Seelenbehandlung: *carpe diem* im Wissen um die Vergänglichkeit. Und wurde so – ein ehemaliger ›Wiener Kaffeehausintellektueller‹ – im Mainstream der Psychoanalyse bald nicht mehr ernst genommen – wurde angefeindet, so als hätte man es ihm verübelt, dass er sich so leicht davongemacht hätte.

Während in der Emigration für die junge Analytikerin Käte Friedländer der Verlust alles überschattet, mag für den anerkannten ›Lehranalytiker‹ und Ringträger Hanns Sachs das Exil vor allem die Erleichterung, dem Schrecken entkommen zu sein, verkörpert haben. Höchst lesenswert ist, wie Gross herausarbeitet, dass auf Grund seiner lebensbejahenden Arbeitsweise, die Dominanz des Überichs in der Ausbildung einem freundlichen Blick auf die Begrenztheit allen Tuns weicht, auch oder gerade, weil der Lehranalytiker oft nicht mehr sein kann als ein ›kurzsichtiger Führer des Blinden‹. Einer seiner Lehranalysanden, der aus Wien stammende Frederik Wyatt, kam aus amerikanischem Exil zurück nach Deutschland, hat in Freiburg das psychoanalytische Seminar geprägt und 1981 zusammen mit Johannes Cremerius – eine selten geglückte Zusammenarbeit zweier sich nicht unbedingt freundlich gesinnter Kollegen – die *Freibur-*

ger *Literaturpsychologischen Gespräche* gegründet, die alle zwei Jahre Literaturwissenschaftler und Psychoanalytiker zu einer Tagung versammeln und bis heute ein gut besuchtes Ereignis darstellen.

David Rosenfeld, 1935 als Sohn von Emigranten in Argentinien geboren, stellt in seinem Text *Das erste Lebensjahr und die Erinnerung daran* eine besondere Weise dar, wie Erinnerung und Wahrnehmung ineinander wirken: Er folgt Freud darin, dass das Trauma nicht direkt zugänglich ist, dass vielmehr die Erinnerung an das Trauma immer in entstellter Form und verspätet geschieht: Bei sehr früher traumatischer Trennung vermag die Einheit mit der Mutter über eine halluzinative Körperwahrnehmung autistisch abgekapselt und zugleich aufrechterhalten zu werden. Da, wo einstmals ein Haut-zu-Hautkontakt bestand, Mund an Brust oder Wange an Wange, erscheine später das Symptom einer somatischen Läsion, so als könnte der Verlust aufgehalten und in einer nicht heilenden Wunde eingefangen werden. In seinen lebendigen Falldarstellungen, wie er solche agierten, halluzinierten Erinnerungsspuren in der analytischen Sitzung minutiös an kleinen Veränderungen der Übertragung aufspürt, sie in Worte fassen und damit der psychischen Arbeit zugänglich machen kann. Es ist das feine Ohr des Analytikers gefragt, das auch ungeahnte Formen der Mitteilung erkennen und aufgreifen kann.

Johannes Picht versteht in seinem Text *Psychoanalyse und Logik: Verneinung, Vernichtung und die Schwierigkeit Nein zu sagen* Freud als Philosophen. Auch wenn es dessen deklariertes Ziel war die Metaphysik durch Metapsychologie zu ersetzen, so unterlag er doch, meint Picht, den bewährten Gesetzen der Logik, die das Urteil (z.B. Bejahung/Verneinung) und die wahre Erkenntnis (der Realität) gewährleisten. Damit diese Logik gilt, muss das Seiende ontologisch in einem unwandelbaren mit sich identischen Sein verankert sein, wie es die vorsokratisch-griechische und auch die christliche Tradition sicherstellen. Dieses Sein kennt die Vernichtung nicht – Vernichtung ist Ausstoßung, aus dem Sein in das Nichtsein. Die Verneinung ist eine analoge Art des Aussonderns: Was ich will, behalte ich, was nicht, spucke ich aus. Das Ich ist da und Ich kann behalten und ausstoßen. Wohin aber nun mit der ›Vernichtung‹, die ja doch als Gefahr stets gegenwärtig ist: Was das Ich von innen und aussen fürchtet, ist die Vernichtung – aber es ist analytisch nicht zu fassen. Denn wie kann ein vernichtetes Ich seine Vernichtung erfassen? Erst Winnicott kommt da weiter: Vernichtungsangst äußert sich als Angst vor dem Zusammenbruch, der Zustand des Vernichtet Seins ist ein Fallen in Agonie. Alles, auch das Objekt wird mitgerissen.

Wie könnte es gelingen, ein Sein zu beschreiben, das die Vernichtung nicht ausklammert und erst in diesem Sinne total ist, worin dann der Zusammenbruch aufgehoben wäre.

Wiederum in der jüdischen Tradition, die so viel Vernichtung überlebt hat, findet sich ein Modell. Picht schließt an Klaus Heinrich an: »der den Propheten

Jona wie einen jüdischen Gegenentwurf zur vorsokratisch-griechischen Ontologie liest. Was Jona verdrießt, ist, dass Gott – Parmenides würde sagen: das Sein – gerade nicht unwandelbar ›logisch‹ ist; er hat ihn etwas prophezeien lassen, das dann aber nicht eintrat. Gott hat sich anscheinend geändert. Das ›Sein‹ dieses Weltschöpfers ist also gerade nicht, wie bei den Griechen, die unwandelbare und unvergängliche Gegenwart der logischen Strukturen, sondern ein zwischen Vernichtung und Errettung, zwischen Zorn und Reue unberechenbar hin und her werfendes Sein. Das ist die Geschichtserfahrung der Juden«. Zur Not des Seienden, Ananke, kommt jetzt auch noch der ›Jammer des Seins‹. Aber dieses hin und her werfende Sein kennt Vernichtung UND Errettung: Exodus – Exil – Rückkehr.

So schließt sich der Kreis, was von Freud weg hätte führen sollen, kehrt zurück ins jüdische Paradigma.

Unter den drei sehr präzisen und lesenswert rezensierten Büchern, eines von *Christa Studt* (2021): *Zu Psychoanalyse und Mythos*, ein weiteres zu *Ausgewählten Beiträgen zur Geschichte der Psychoanalyse von F.W. Eickhoff* (2023), sei jenes von *Gabriele Junkers* (Hrsg.) (2022): *Psychoanalyse leben und bewahren. Für ein kollegiales Miteinander in psychoanalytischen Institutionen* besonders erwähnt. Die Rezensentin Christina Huber unterstreicht genau dieses kollegiale Miteinander, das unter politischem Druck, so leicht zerbrechen kann. Bei all dem, was die verschiedenen international gestreuten Autoren über ihre unterschiedlichsten Institutionen sagen, bleibt die Kollegialität das Erfordernis und der Gewinn. Nur diese ermögliche mit den so fehlbaren familiären Strukturen, den Geschwisterkomplexen, den Machtgefälle und der ganzen Ambivalenz aller so zu leben, dass Institution und ihre Mitglieder sich wechselseitig tragen und ertragen könnten.

Bei Eickhoff, dessen gesammelte Schriften aus einem ganzen Leben hier unter dem Motto, *Die Psychoanalyse bedarf, um lebendig zu bleiben, auch der Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte* so übersichtlich rezensiert werden, besticht die Frage, ob und wie die Entstellung bei der Rückkehr des Verdrängten rückgängig zu machen wäre. Er meint, wir könnten einander lesen, es spräche vieles dafür.

Erika Kittler

Sölden, im Dezember 2023

Literatur

Freud, S. (1904a): *Die Freudsche psychoanalytische Methode*. GW 5, 3–10.

– (1923a [1922]): ›*Libidotheorie*‹; ›*Psychoanalyse*‹. GW 13, 211–233.

Kristeva, J. (2021): Der psychoanalytische Ort. Rede zum 81. CPLF in Jeruslaem 2021.

ZpTP 2022, 4, 156–162.

- Leder, S. (2023): Beim Thema Antisemitismus gibt es Nachholbedarf. Interview von Vladimir Balzer mit der Kulturschaffenden Stella Leder. *DLF*, 17. Dezember 2023, 17:05 Uhr.
- Segev, T. (2023): Die Begriffe Apartheid oder Kolonialismus verstehe ich als intellektuelle Faulheit. Der Historiker Tom Segev im Interview. *Der Spiegel* 3.12.23.
- Shalev, Z. (2023): Ich bin schockiert, traure und hoffe. Gespräch von Julia Encke mit der Schriftstellerin Zeruya Shalev. *FAZ* 24.12.23, 51.